

Das harte Dasein der Rentiernomaden

Im Zelt leben bei eisigen Temperaturen, wenig Tageslicht und starken Stürmen – für Rentierhirten im äußersten Nordosten Russlands ist das der Alltag. Unsere Autorin Sylvia Furrer hat sie gemeinsam mit dem Fotografen Holger Hoffmann in der Tundra Tschukotkas besucht.



Beim Lasso-Werfen sind die Rentiernomaden in ihrem Element.

Text: Sylvia Furrer, Bilder: Holger Hoffmann

Unser Flug geht von Moskau aus 6.400 Kilometer gen Osten: Es ist einer der längsten Non-stop-Inlandsflüge der Welt. Der Zielflughafen Uglyny am Beringmeer begrüßt uns im ersten Sonnenlicht mit einem riesigen Plakat: „Tschukotka – Hier wird der Tag geboren“.

Eine Meeresbucht trennt den Flughafen von Anadyr, dem Verwaltungszentrum des autonomen Kreises der Tschuktschen. Weil das Meer im Dezember noch nicht zugefroren ist, lässt sich Anadyr nur mit dem Heli-kopter erreichen. Daher lassen wir die Stadt

links liegen und fahren mit unserem Trecol – ein russisches Geländefahrzeug – auf dem gefrorenen Kanchalan-Fluss stromaufwärts. Wir, das sind: unser Guide Michael, seit seinem Studium der Anthropologie Freund der Tschuktschen, unser Fahrer Anton, stellvertretender Direktor der Kanchalan-Rentierfarm, mein Mann Holger und ich. Nach gut zwei Stunden erreichen

2000 bis 2008. Damals war Roman Abramowitsch Gouverneur und pumpte viel Geld in den autonomen Kreis Tschukotka.

Eine Farm mit 20.000 Rentieren

Die staatliche Rentierfarm ist der wichtigste Arbeitgeber in der Region, und ihr Direktor scheint eine bedeutendere Stellung zu haben als der Bürgermeister. Wir melden uns bei beiden. Rund 20.000 Rentiere leben auf der Farm. Organisatorisch ist die Farm seit der Sowjetzeit in acht sogenannte Brigaden eingeteilt, die jeweils zwischen 1.500 und 3.000 Rentiere betreuen. Die Mitarbeiter sind angestellt, arbeiten also

nicht auf eigene Rechnung, können aber einige Rentiere privat halten. Oft stehen die Brigademitglieder in einer familiären Beziehung zueinander.

Der Direktor erzählt, dass die Grösse der Herde gegenüber der Sowjetzeit zurückgegangen ist. Die Farm erhalte seitens des Staates weniger Unterstützung als früher. Zudem gebe es Probleme mit dem Nachwuchs: Längst nicht alle Nomadenkinder, die im Dorf in die Schule gehen und nur während der Ferien im Camp mithelfen, haben die Leidenschaft für das freie, aber harte Leben in der Tundra geerbt.

Anreise voller Hürden

Die Rentiernomaden leben weit verstreut. Um zu unserer Brigade zu kommen, fahren wir mit dem Trecol zunächst weiter aufwärts auf dem gefrorenen Fluss, der hier durch viele Biegungen und Inseln charakterisiert ist. Die Landschaft ist hügelig und schneebedeckt. Sträucher gibt es nur an den Uferböschungen. Diese Böschungen sind auch für den Trecol ein Hindernis. Oft braucht es ein Dutzend Anläufe, bis unser Fahrer Anton die Hürde nehmen kann. Irrendwann verlassen wir das Flussbett und fahren querfeldein. Dank der „Ballonpneus“ scheint der Trecol mehr auf dem

Schnee zu gleiten als zu fahren. Entsprechend sinken wir nicht stark in die vielen Schneeverwehungen ein. Falls das Eis unter uns breche, sollen wir nicht in Panik geraten, meint Anton, denn der Trecol schwimme im Wasser. Wir hoffen, dass er recht hat.

Nach vier Stunden sehen wir auf einer leichten Anhöhe zwischen mehreren gefrorenen Seen zwei Yarangas, die typischen halbkugelförmigen Zelte nomadischer Tschuktschen. Fünf Menschen wohnen hier: In der hinteren Yaranga lebt das Paar Nadia und Ivan. Im vorderen Zelt wohnen



Die Zelte der Rentiernomaden, die Yarangas, bleiben trotz Eiseskälte tagsüber geöffnet.

Marina, Ilya und Sergej: Alle drei sind jung und kräftig und kennen sich schon seit der Kindheit. Sie haben für den Empfang ihre schönen Fellkleider angezogen. Michael, Holger und ich werden Gäste in der vorderen Yaranga.

Uralte Konstruktion

Das Zelt bleibt tagsüber immer geöffnet und dient nicht als Kälte-, sondern als Windschutz. Das Konstruktionskonzept ist sehr alt. Die sturmfreie Yaranga besteht aus drei dicken hölzernen Hauptträgern und vier kürzeren T-Trägern, sowie einem auf mittlerer Höhe angebrachten Ring. Darüber sind rund 50 miteinander vernähte Rentierfelle gespannt. Die Spannseile sind zusätzlich mit Gewichten gegen die häufigen Stürme gesichert. Nachts wird die Yaranga verschlossen. Für die Notdurft steht ein Kübel zur Verfügung.

In der Mitte des Zeltes brennt nur dann ein Feuer, wenn gekocht wird. Das ist einmal pro Tag. Holz muss auch bei extremen Wetterverhältnissen alle zwei bis drei Tage von klein gewachsenen Büschen gesammelt werden, die weit über das Land verteilt sind. Das Holzsammeln dauert stets mehrere Stunden.

Vor den Yarangas stehen viele Geräte und Utensilien herum. An den Außenwänden lehnen Schlitten. Zwischen den Zelten haben die Nomaden ein Seil gespannt, auf dem

Rentierfelle aufgehängt sind. Zwei zurzeit nicht benutzbare Schneemobile warten auf ihre Reparatur. Rentiere sehen wir keine, dagegen sind sechs Hunde im Camp. Der jüngste heißt Dodo und darf sich, anders als die anderen, noch im Zelt aufhalten.

Allein in der Tundra

Ilya wird diese Nacht allein bei den Rentieren



Nadia und Ivan beim Nachtessen in ihrer Yaranga. Rechts im Hintergrund die Wärmekammer.

in der Tundra verbringen, um sie vor den Wölfen zu schützen. Er hat einen Fußmarsch von zwei bis drei Stunden vor sich. In seinem Rucksack trägt er etwas Essen, eine Thermoskanne, Holz und Felle. Unvorstellbar für uns, bei dieser Kälte eine Nacht allein in der Wildnis ohne Waffen zu verbringen. Waffen werden den Nomaden von den Behörden verweigert und gar konfisziert.

Bevor Ilya aufbricht, gibt es kalte Fleisch- und Fettstücke, danach eine warme Suppe mit Rentierfleisch und Teigwaren. Dazu essen wir mitgebrachtes Brot und von Michael selbstgemachten Senf.

In den kommenden Tagen wird das Brot immer gefroren sein. Alles gefriert, was nicht in der Wärmekammer aufbewahrt wird. Diese Kammer, Polok genannt, wird unser Nachtlager sein und besteht aus weichen Rentierfellen, die ungefähr zwei Meter tief, zwei Meter breit und ein und einhalb Meter hoch gespannt sind. Hinein kriecht man, indem ein Fell angehoben wird. Drinnen brennen zwei urale Lampen. Früher wurden sie mit Robben- oder Walöl gefüllt, heute mit Petroleum. Immerhin kann die Temperatur so konstant bei 15 Grad gehalten werden.

Normalerweise finden fünf Personen im Polok Platz, was uns eher an Sprollen in Konservendosen erinnert. Auf unsere Frage, ob von den Lampen nicht eine Gefahr ausgehe, erzählen unsere Gastgeber davon,

wie die Wärmekammer Feuer fing und die Menschen darin umkamen. Ich bin beunruhigt. Wir hätten die Frage besser nicht gestellt.

Die Nachtruhe dauert von 18.00 Uhr bis 07.00 Uhr. Auch am Tag wird es nicht wirklich hell. Die Sonne geht nach 10.00 Uhr auf und verabschiedet sich um 14.30 Uhr. Um 16.00 Uhr ist es bereits stockdunkel.

Schlachtung

Als am nächsten Morgen die Rentiere am Horizont auftauchen, ruft uns Marina. Sergej ist Ilya mit den Hunden entgegengelaufen. Gemeinsam treiben sie die 1.700 Tiere zählende Herde zum Camp. In der Herde gibt es viele grosse Tiere, die meisten tragen in dieser Jahreszeit noch ihr riesiges Geweih. Es sollen zwei Tiere eingefangen und geschlachtet werden. Alle vier Männer schwingen das Lasso. Marina geht mit dem Messer auf das erste der eingefangenen Rentiere zu. Nun erwarte ich, dass sie zusticht. Doch einer der Männer war schneller: Er steht neben dem gefangenen,

ruhig stehenden Tier und hat ihm das Messer bereits ins Herz gerammt, ohne dass ich es bemerkt habe. Das Tier bleibt verstört stehen, als ob es nicht mitbekommen hätte, was soeben geschehen ist. Erst nach einigen Sekunden knickt es ein. Agonie und Zuckungen dauern nur kurz.

Sofort machen sich die Frauen daran, das Fell von den Beinen und dem Körper zu lösen. Dann schleppen sie gemeinsam mit den Männern den Kadaver, der in der Kälte noch dampft, in die Yaranga. Dort trennen sie den Kopf ab und öffnen ihn. Marina teilt das Hirn in sechs Teile und hält mir einen entgegen. Irritiert und mit dem heimlichen Wunsch zu verweigern nehme ich an und grabe meine Lippen in die immer noch körperwarme weiche Masse. Konsistenz und Geschmack sind völlig harmlos: Es ist alles zart und fein.

Alles wird verwertet

Ich sehe Sergej zu, wie er die Knochen spaltet und das Mark herausholt. Von jetzt an ist mein Frühstück gesichert: Ich bekom-



Marina und Sergej beim Häuten eines Rentiers.



Marina beim Kochen. Am Eingang liegt das Feuerholz.



Autorin Sylvia Furrer inmitten männlicher Gesellschaft. Der Wodka zum Anstoßen steht bereit.

me gefrorenes rohes Rentiermark auf einem gefrorenen Stück Brot. Herrlich. Dazu hat Michael bei Marina noch eine Schüssel gefrorene gezuckerte Beeren organisiert. Erstaunlich lecker ist auch die frische Blutsuppe. Selbst die fein abgenagten Knochen werden zu Mehl verarbeitet, und die Rentierfüsse werden aufbewahrt und im Frühling einem wochenlangen Fermentierungsprozess unterzogen. Mich beeindruckt diese volumängliche Verwertung eines geschlachteten Tieres. Ich wünsche mir, unsere westlichen Kulturen nähmen sich daran ein Beispiel. Was vom Rentier nicht für den Eigengebrauch benötigt wird, legen die Nomaden auf eine Plastikplane. Innerhalb weniger Stunden sind die Stücke tiefgefroren. In Säcken aufbewahrt, warten sie auf den Transport nach Kanchalan.

Jeden Morgen steigt Marina mit einem gekrümmten Stück Holz auf die Yaranga und klopft den Schnee aus den Fellen, der sich dort angesammelt hat. Auch wenn die Temperaturen für hiesige Verhältnisse aktuell nur bei harmlosen minus 15 bis 20 Grad Celsius liegen, ist der Schnee sehr fein und wirbelt vor der untergehenden Sonne in der Luft herum. Auch die Fellkleider und -schuhe werden regelmäßig ausgeklopft, damit der zu Eiskristallen gewordene Schweiß den Kälteschutz nicht beeinträchtigt.

Die nächstgelegenen Nachbar-Brigaden leben 20 und 70 Kilometer weit weg. Dreimal täglich tauscht sich Marina mit ihnen aus – mittels eines Funkgerätes, das noch aus der Sowjetzeit stammen muss und bei Nichtge-

AUTONOMER KREIS DER TSCHUKTSCHEN

Zahlen und Fakten

Grösse: 721.481 km² (doppelt so gross wie Deutschland)

Bevölkerung: 50.526 (VZ 2010, 1989 waren es noch 163.934), davon 25.068 Russen, 12.772 Tschuktschen, 1.529 Eskimos und 1.392 Evenen

Bevölkerungsdichte: mit 0,07 Einw./Quadratkilometer die geringste Dichte in Russland

Hauptstadt: Anadyr (13.045 Einwohner)

Wirtschaft: Tschukotka verfügt über grosse Reserven an Öl, Erdgas, Kohle, Gold und Wolfram. Der Grossteil der Landbevölkerung lebt jedoch von Rentierhaltung, Waljagd und Fischerei.

Persönlichkeiten:

Juri Rytcheu (1930–2008), Schriftsteller, dessen Werke eine Vorstellung vom Leben der indigenen Völker geben. Der Flughafen von Anadyr wurde nach ihm benannt.

Roman Abramowitsch (2001–2008 Gouverneur von Tschukotka), einer der reichsten Oligarchen und bis zum Ukraine-Krieg Eigentümer des englischen Fussballclubs Chelsea.



brauch neben mitgebrachten Äpfeln und Zwiebeln in der Wärmekammer lagert.

Stürmische Nächte

Wir leben nun schon seit drei Tagen mit den Nomaden. Über Funk erfahren wir, dass der Wetterbericht Schneesturm erwarten lässt. Tatsächlich ist der Sturm tagsüber so stark, dass ich nicht gegen ihn ankomme und schnell wieder in der Yaranga Zuflucht suche. Marina, Sergej und Ilya beschliessen,

nicht im Polok der Nachbar-Yaranga zu übernachten, sondern bei uns zu bleiben und ausserhalb der Wärmekammer unter Bergen von Rentierfellen zu schlafen. So können sie eingreifen und die Yaranga sichern, falls der Sturm zu heftig wird. Auch zum Zusammenturz von Yarangas können die Tschuktschen viele Geschichten erzählen. In der

Nacht zittern die Fellwände, und das auf der Innenseite gebildete Eis fällt wie Schnee auf den Permafrostboden. Der Mast der Funkantenne fällt in die Yaranga, und während der Nacht höre ich Hundegesäule. Als ich aus der Wärmekammer krieche, sehe ich Dodo neben einem heruntergefallenen Türpfosten liegen. Offenbar wurde er im Schlaf getroffen, ist aber nicht verletzt.

Da der Wetterbericht für die kommenden Tage weitere heftige Schneestürme erwarten lässt, beschliesst Anton, dass ein weiterer Verbleib zu riskant ist. Auch ein Tretol kommt nicht durch jede tiefe Schneeverwehung. Schweren Herzens verabschieden wir uns von unseren liebgewonnenen Gastgebern. Nadia ruft uns noch zu, dass wir zur Pilzsaison wiederkommen sollen.